

Margret Köhler: Die Berlinale 2002: Neue Leitung, neue Konzeption

Beitrag aus Heft »2002/02: Körperwelten«

Der neue Festivalchef Dieter Kosslick bestand die Feuertaufe. Seine erste Berlinale gilt als Erfolg: Knapp eine halbe Million Zuschauer, ein interessantes Programm, mehr Aufmerksamkeit für den deutschen Film. Das A-Festival fand eine eigene Handschrift und Position. Der Wettbewerb „Dieses Jahr feiern wir das Politische“ verkündete die indische Regisseurin und Juryvorsitzende Mira Nair und begründete damit die überraschenden Entscheidung, den „Goldenen Bären“ ex aequo an den britisch-irischen Beitrag „Bloody Sunday“ und das japanische Zeichentrickfilmmärchen „Spirited Away“ zu vergeben. Wenn man es ganz genau nimmt, hatten beide Filme im Wettbewerb wenig zu suchen. Paul Greengrass` engagierter Politfilm über ein blutiges Kapitel im Nordirland Konflikt, bei dem am „Blutigen Sonntag“ 13 friedliche Demonstranten im Kugelhagel der britischen Armee starben, wurde schon im Januar im britischen Fernsehen ausgestrahlt, Hayao Miyazakis Animationsfilm bezaubert zwar durch konventionelle und aufwändige Handarbeit, ließ als erfolgreichster Film aber bereits nicht nur die Kassen in seinem Heimatland, sondern auch in anderen Ländern Asiens klingeln, ein Regelverstoß. Bei vier deutschen Beiträgen im Programm konnte es nicht ausbleiben, einen zu prämiieren. Der „Silberne Bär“ als Großer Preis der Jury entsprach der positiven Resonanz für Andreas Dresens tragikomische Lebens- und Liebeskrise „Halbe Treppe“ für den die Berliner Presse zusätzlich tagelang trommelte. Pikant: Die Wettbewerbsteilnahme Dresens stand wegen des Abstimmungs-Patts in der Auswahlkommission auf der Kippe, erst Dieter Kosslicks Votum gab den Ausschlag.

Auf der „Halben Treppe“ befinden sich zwei Paare im mittleren Alter, die sich auseinandergelebt haben und gegenseitig betrügen, der Dia-Abend mit Bier und Salzstangen zu viert hat sich totgelaufen. Diese gewöhnliche Geschichte von ganz gewöhnlichen Leuten berührt durch ihre unprätentiöse Einfachheit, da geht es um den Verlust von Träumen im Plattenbau, um verdrängte Wünsche und Bedürfnisse. Trotz verwackelter und manchmal sehr dunkler Bilder, wuchsen einem die unglücklichen Protagonisten ans Herz (siehe dazu das Interview). Dass Tom Tykwers opulentes Werk „Heaven“ leer ausging, mag schmerzen wie auch die Unterbewertung von Dominik Grafts sperrigen „Der Felsen“. Tykwer brachte das zustande, was viele vergeblich versuchen: großes Gefühlskino made in Germany. Graf, der sich nach „Die Sieger“ (1994) erstmals wieder mit einem Spielfilm im Kino zurückmeldete, stieß auf kontroverse Reaktionen - vom höchsten Lob bis zum erbarmungslosen Verris. Der Münchner erzählt von einer Mittdreißigerin, der schon zu Beginn der Handlung der Boden unter den Füßen weggezogen wird. Ihr verheirateter Liebhaber verlässt sie und sie fällt in ein Vakuum der Verunsicherung. Nur widerwillig akzeptiert sie die Wahrheit über ihre Empfindungen. Der Entwicklungsprozess hinterlässt Narben in der Psyche, bietet aber auch die Chance zu einem Neuanfang. Die Archaik der korsischen Landschaft, die Schroffheit der Bergwelt dienen als Folie für die Vereisung der Seele, die nur langsam aufbricht. Wachsen tut weh.

Ganz schlimm traf es Christopher Roth mit „Baader“. Die unbekümmerte Mischung aus Fakten und Fiktion über den RAF-Terroristen erntete nach der Gala nicht nur laute Buhrufe, auch der Regisseur wurde wüst beschimpft. Mit Recht. Der Werbefilmer blickt frei von jeglichem belastenden Wissen auf Andreas Baader, der vom einfachen Autodieb zur revolutionären Leitfigur wurde und lässt ihn am Ende in Anlehnung an „Billy the Kid“ filmgerecht im Kugelhagen sterben. Roth scheitert am Schaffen eigener Wirklichkeiten. Er will zwar alles in Frage und neue Fragen stellen. Die Antworten blieb er in diesem popkulturellen Trash-Spektakel schuldig. Für jemanden, der sich mit Halb-

oder Unkenntnis an ein zeitgeschichtliches Thema wagt, wird das Eis schnell dünn. Wie im vergangenen Jahr, als man „Traffic“ nicht berücksichtigte, ging auch diesmal einer der haushohen Favoriten, Marc Forsters Drama über Todesstrafe und Rassismus „Monster´s Ball“ leer aus, die Auszeichnung als Beste Darstellerin für Halle Berry ist nur ein kleines Trostpflaster. Auch ihrem Partner Billy Bob Thornton hätte man einen Bären gegönnt. US-Produktionen wie Wes Andersons exzentrische Familienbetrachtung „The Royal Tenenbaums“ oder Richard Eyres` tränenreiches Alzheimer-Epos „Iris“ sollten wohl primär zum Anlocken von Stars dienen. Die zeigten in diesem Jahr Berlin aber die kalte Schulter. Weder Anjelica Huston, Gwyneth Paltrow, Kate Winslet, Judi Dench oder Gene Hackman ließen sich blicken. Dafür entschädigten Russell Crowe, Harvey Keitel und Kevin Spacey. Ganz zu schweigen vom vierköpfigen Damenclub aus Francois Ozons „8 Femmes“, darunter Catherine Deneuve, die hinter dicker Sonnenbrille leicht lächelnd Nachhilfe in puncto Weiblichkeit gab.

Dass François Ozons bejubelter Käfig voller Närrinnen „8 Femmes“ „nur“ den „Silbernen Bären“ für das Darstellerinnen-Ensemble bekam, gehört in die Kategorie unverständliche Fehlentscheidung. Acht Frauen in einem einsamen Landhaus und eine männliche Leiche, Stoff für ein unterhaltendes „Whodunnit?“. Die Damen sind sich gar nicht grün, taumeln von einem hysterischen Anfall in den nächsten, jede versucht, die andere zu kompromittieren, plaudert intime (Familien)Geheimnisse aus. Ozon überrascht mit immer wieder neuen Wendungen, Agatha Christie könnte vor Neid erblassen. In der Künstlichkeit einer Studioatmosphäre treten die Ladies auf und ab wie auf einer Boulevard-Theaterbühne, tanzen in schrillum Outfit nach einer ausgeklügelten Choreographie und singen Chansons, die ihr Inneres nach außen kehren. Dieses bärige, von Presse und Publikum bejubelte Vergnügen, war der Jury wahrscheinlich zu leichte Kost. Der politische Film feierte bei den 23 Produktionen im offiziellen Programm sein Comeback. So stellten István Szabo („Taking Sides - Der Fall Furtwängler“) und Costa-Gavras („Amen - Der Stellvertreter“) die Frage nach Schuld und Mitläufertum im Dritten Reich, warf Bertrand Tavernier in „Laissez-passer“ einen (nicht gerade kritischen) Blick auf den französischen Widerstand, behandelte Silvio Soldinis „Brenne im Wind“ das Immigrantenproblem, untersuchte Junji Sakamotos „KT“ die Beteiligung des japanischen Geheimdienstes an der Entführung eines koreanischen Dissidenten.

Da passte als Abschlussfilm Chaplins „Der große Diktator“ gut ins Konzept. Auffallend die Zunahme der mit digitaler Videotechnik gedrehten Beiträge, deren oft kaum erkennbare Bilder Authentizität und Dogma-Stil vorgaukelten (man könne doch Cassetten verschicken und so die Kosten für die Berlinale sparen, maulte ein entnervter Kollege). Zwar meckerten schon wieder einige an der „Überrepräsentanz“ deutscher Filme herum, aber da sollte man sich die Franzosen in Cannes in Erinnerung rufen. Nicht nur mit vier deutschen Wettbewerbsfilmen wurde ein deutliches Zeichen gesetzt, auch die neue Reihe „Perspektive Deutsches Kino“ entwickelte sich zum Selbstläufer, da wurde in proppevollen Sälen selbst der kleinste Film noch gefeiert wie ein Oscar-Kandidat. Mit 400 Filmen und rund 500.000 Zuschauer gerät die Berlinale allerdings an ihre Kapazitätsgrenzen, eine Abspeckung des Programms würde sich empfehlen. Als Spielverderber profilierte sich Jury-Mitglied Oscar Roehler, der öffentlich einigen Filmen „Analphabetismus“ und „Niveau eines Home-Videos“ attestierte.